

Warum
liest
niemand

Das

Kleingedruckte*

Der Kunstauftrag

Speisekarte

Stell dir vor, du willst was mit «Kunst» machen, Ende der 1970er, hast aber kaum Ahnung, und dir wird gesagt: «Das schaffst Du doch nicht, warum solltest gerade Du das schaffen, davon zu leben.» Spätestens jetzt bist du dem Marktdenken ausgeliefert. Und wenn du's trotzdem anfängst, verlangt dein Hirn von jeder Erkenntnisfaser, daß sie verkäuflich aufbereitet ist. Ansonsten bist du ein Zechpreller, der nicht zurückzahlt, was man in dich investiert hat. Und bist mit tendrin, beim Schuld im Karrée rumschieben. Fragt sich noch jemand, wie er zustandekommt, der Pessimismus der Kulturschaffenden? - Und Sie wollen jetzt, daß ich ein Mahnmal einfordern helfe, zentral!



Bislang hatte ich kaum Zugriffspunkte auf das Thema gefunden, die sich keiner zeitlosen Abstraktion des Themas bedienen. Der innere Zwang, einer «objektiven» Gültigkeit gerecht zu werden, ist dem Studium geschuldet, das dem Privaten nur bezüglich der Ideenfindung Raum zugestand. Das «Werk» aber sollte über der eigenen Existenz stehen.

Der Kunstauftrag



Getränkekarte

Ich beschränkte mich wie üblich auf die technische Betreuung dessen, was die anderen in Arbeit hatten und wie üblich rückte der Tag bedrohlich näher, an dem auch ich was beitragen sollte. In gewohnter Routine nahm ich mir die bereits von diesem Gebiet im Geschichtspfad-Prospekt verzeichneten Aufrisse der historischen Gebäude vor, druckte einen Bunker auf ein weißes T-Shirt und stellte ein Memory-Spiel her. Vor Ort auf einem der Bunkerhügel, an einem Picknick-Tisch-Ensemble aus Lochblechen, streifte ich mir den Souvenir-Vorschlag über, breitete das Memory aus und lieferte pflichtschuldig die fotointegrierte «Ortsbestimmung» für unsere Aktion zum Marine-Artillerie-Arsenal.

Erst später erschloß sich mir aus einem etwas unbefriedigenden Grundgefühl heraus, wo ich da meinen Kopf reingesteckt hatte: Konkrete Anhaltspunkte für eine aktive Teilnahme am großen Gemetzel gab es im engeren Familienkreis kaum. Die Großeltern zu alt gewesen, die Eltern zu jung, konnten sich alle weitgehend raushalten. Die Fotoalben ungeschönt, mit gutem Gewissen herzeigbar. Kein Verwandter, den ich kennen gelernt hätte, hat teilgenommen. Schon als Kind ein gemeinsamer Besuch in Dachau, den Schrecken an die nächste Generation weiterzugeben. Das Mahnen blieb mir immer gegenwärtig und zugleich unsäglich abstrakt. Die Erinnerung zum Thema Weltkrieg pflichtgemäß am Laufen gehalten, Gutmenschen-Mahn-Emblem übergezogen, mehr nicht. Sicher beneiden mich einige genau dafür.



KreativSpeisekarte





Als Teenager schleuderte ich meinem «Alten» im letzten Aufbäumen oft ein «Nazi» entgegen. Die Prügel, die ich mir als Kind eingefangen hatte, haben ihre Spuren hinterlassen. Den Ursprung der großfleckigen Pigmentstörungen auf meinem linken Hinterbacken brachte ich aber erst viel später in einen Zusammenhang, mittels Wikipedia – ein Absatz an besagter Stelle machte mir Kummer – und im anschließenden Abgleich mit alten Nacktfotos von mir als Kleinkind, die ein fleckenfrei glattes Gesäß zeigten.

Einer von zweien im Viertel, die mit fünfzehn den letzten Aufruf zur Verteidigung des Endsiegs mit Hilfe eines Lehrers misfachten konnten, gab er sich – inzwischen schwäbischer Pfarrer – immer unangreifbar. Man erahnt, daß das geprügelte Etwas im Sohn zeitlebens Schwierigkeiten haben wird, sich historisch einzuordnen. Echtes «Interesse» ist nur mittels Indizien von außen zu entwickeln. So steht im eigenen Kopf Aussage gegen Aussage. Ich wäre gerne «offiziell» betroffen gewesen, als «Opfer» anerkannt. So eine Klarheit mit einem Vater bei der Wehrmacht, das hätte einen guten Grund für Gegenwehr abgegeben. Aber so? Da gab es hochoffiziell nichts, wogegen ich mir zu wehren hätte anmaßen dürfen. Ich war erst mal raus aus der Geschichte. Mit Mitte 50 stieß ich auf den Namen Johanna Haarer, die selbsternannte «Chef-Pädagogin» im Dritten Reich, deren Nachwerke noch bis in die 1990er Jahre als «völlig Neubearbeitete und erweiterte Auflage» zu Markte getragen wurden: «... dann, liebe Mutter, werde hart». Ich erinnere die Situationen noch gut, in denen diskutiert wurde, ob nun der Stock fällig wäre. Dann ging es ab in den Keller. Der Hinweis auf die Entstehung von Café-au-lait-Flecken durch äußere Einwirkung ist aus Wikipedia inzwischen wieder verschwunden.

KreativWirtschaft



Getränkekarte



Bei einem Besuch bei der Großmutter mütterlicherseits fand der einen Moment unbeaufsichtigte kleine Kerl im alten Schreibtisch des längst verstorbenen Opas ein komplett gefülltes Sammelalbum von 1938. faszinierende Prospekte, streng rhythmisch durchkomponiert, wechselten mit gesockelten Präsentationen einer umjubelten uniformierten Person, die sich als Vorbild aufkeimenden Ich-Bewußtseins gut eignete. Ein wenig Getuschel, ob er das denn sehen dürfe und eigentlich müsse man ja erklären, was das für eine schlimme Zeit war. Im Ergebnis schließlich wurde ich für kurze Zeit meiner quengelnden Neugier überlassen: Irgendwann wird er es ohnehin kennen lernen müssen und für eine ausführliche Erläuterung ist er jetzt noch zu klein. Ich war 6 oder 7. Warum erinnere ich dann die Diskussion darüber?

Warum wird man «Veranstalter»? Mir schwant da was, vor allem, wenn ich mir den Kulturpessimismus angucke, der meine «Projekte» durchzieht: Persönliches thematisieren, zudem in einer Sprache der «Bildenden Kunst», nö! – war auch belehrender Standard im Studium Ende der 1980er. Bestenfalls «verwirkliche» ich mich als Schuhlöffel für diejenigen, die augenscheinlich was drängt. Ausdruckshelfer sozusagen. Solidarität zum Unausgesprochenen, spiegle ich mir vor. Nein, keine Ausschreibungen! Die was sagen wollen, sollen selber zusammenfinden, aus eigenen Stücken. Ich schwöre ihnen schon vorab die Treue, die ich immer schwöre, um nicht das Schwein zu sein am Ende des Tunnels. Die Werbung für diese Veranstaltungen habe ich stets sehr vernachlässigt. Die Teilnehmer sollten selbst entscheiden, wem sie ihre Beiträge präsentieren wollten. Die von der Behörde eingeforderte «Wirtschaftlichkeit» bedient das nicht. Ich selber war zunehmend ein grantiger «Gastgeber», wenn es an die Öffentlichkeit ging. Allein dieses intimistische Gezänk in der «Szene». Das erste, was ich nach verrichtetem Aufbau anpackte, wenn die Zeiger der Uhr auf die Eröffnungsstunde zeigten: Bier in mich reinschütten. Das Kulturgewächs war mir eins wie's andere und es machte mir Spaß, das projizierte Betrachterschema zu sprengen. Ist aber kein «Mahnmal».

Die ~~Stimm~~ Speisekarte Gabel



Auf dem Balkon einer der wenigen Nachkriegsbauten im alten Kern von Altona, mit typischem Panoramafenster 'gen Süden hin, bevölkert viele Blumentöpfe inzwischen nur noch, was der Wind vorbeibringt. Viele Gräser dabei, Brennnesseln, aber auch eine Linde, jetzt schon drei Jahre alt und etwa einen Meter hoch. Laubmoose breiten sich aus und ganz neu: Lebermoos. Bei einem Landausflug zusammen mit hübschem blauem Vergifmeinnicht unbemerkt via Erdreich mitgewildert, sprießen jetzt Borretsch und einzelne Weizenhalme. «Gestaltend» weiter einzugreifen widerstrebt mir.

Im Gemeinschaftsgrün des Innenhofs pflegen Gartenbauer, mehrheitlich mit Migrationshintergrund, das Moos auf den Steinplatten rund um einen ehemaligen Sandkasten mit «RoundUp» weg. Der Wunsch, jetzt «Scheißtürke» runterzuschreien, will sich einfach nicht verflüchtigen. Wär's ein Deutscher, käme der «Scheiß-Nazi»-Reflex zur Anwendung. Vollautomatisch. Ist so drin, jedem seine eigene kollektive Vergangenheit nachzuschreien. Ethnie egal, da findet sich immer was. Zu viel Prügel bezogen für's bloße Dasein. Steckt im Körper fest, dieser «Selber»-Affekt.

Musik wird mir schlagartig suspekt, sobald ich feststelle, daß da jemand - Virtuosität hin oder her - um den einen, «seinen» Ton rumsingt, der dann das ganze Stück durch zwanghaft eine Melodie einsperrt, und wieder und wieder, im nächsten Stück, im übernächsten, das ganze Album durch womöglich. Ich bemerke das Zwanghafte meist schon ab dem zweiten, ab dem dritten zielsicher. Ab da glaube ich dann keinen Ton mehr. Mit dem Bildnerischen verhält es sich nicht anders. Und ewig glitzert das Familiensilber.

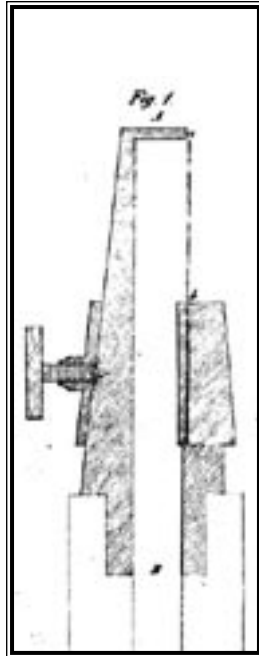
Die Stimmgabel

Der riesige Dachboden des alten Pfarrhauses war nur durch eine kahle flackernde Glühbirne zu beleuchten, das einzige kreisrunde Fenster im Giebel von dicken Spinnen bevölkert, die sich über Beute nicht beschweren konnten. An eine Begehung war ohne mütterliche Begleitung erst mal nicht zu denken. Bis ich in einem fensterlosen Nebenraum das alte Harmonium entdeckte. Nachdem ich das erste Mal erfolgreich mit den Füßen die Blasebalge betätigen konnte und die Tasten nun nicht mehr zum Schweigen verdammt waren, verfolgte die Angst augenblicklich. So begann eine Zeit, in der ich – unter heftigem Schaudern zwar, aber allein – den langen Dachboden entlang rannte, um nur schnell die beiden Pedale zu erreichen und die Stimmzungen zum Klingen zu bringen. Jeder kann sich vorstellen, daß es einigen Nuts bedurfte, wieder den Rückweg durch die Stille anzutreten. Es half sehr, wenn von stocksdrunter laut und deutlich mahnend eine Stimme ertönte.



Einer Synchronisierung mittels Liedgut habe ich schon als Schüler die Pflicht verweigert: Ich wollte und wollte einfach nicht mitsingen, was postwendend Schläge mit dem Geigenbogen unseres Musiklehrers nach sich zog, um 1967/68 rum. Die Auffassung «böse Menschen haben keine Lieder» hat sich ja inzwischen etwas aufgelöst, nachdem man gesehen hat, was mit Gesang so alles angerichtet werden kann. Sarkastisch betrachtet ist Demenz als Untersuchungsgegenstand ein Segen, bringt er doch die fatalen Prägungen zum Vorschein, die (davon kann man ausgehen) unterschwellig ein ganzes Leben durchklingen haben. Kurios wird's, wenn einst erlerntes «verwerfliches» Liedgut beim Dementen als «Therapie» zur Verlangsamung des Zerfalls eingesetzt wird.

Meine Sangesphobie hat sich zwar oft als Spaßbremse herausgestellt, andererseits lösen Melodien bei mir keinerlei fremdgesteuerten Affekte aus und helfen sehr beim kaufzwangsfreien Gang durch's Warenhaus.

Der einzige «Gesang», der mich wirklich rührt, ist der der Wölfe, weil die damit sowohl ihre Verbundenheit als auch die Markierung von Respektsgrenzen aus angemessener Distanz ausdrücken. Aber das Wolfsprinzip hat wohl schon Romulus nicht kapiert, als er seinen humorvollen Bruder Remus einer kleinen Turneinlage wegen erschlagen haben soll.



In Nachbarschaft



Wir scheinen erstmals über die technischen Möglichkeiten zu verfügen, «Reviere» aus ihrer räumzeitlichen Verflechtung herauszuschälen und – da «Multikulti» im Realraum als gescheitert gilt – in virtuellen Parallelgesellschaften zu schichten. Diese Entgrenzung transportiert die alten Revierkämpfe mitten in alle Gemeinschaften. Die «Truppen» sind heute der «Schwarm» und der kommt nicht mehr über irgendeine Grenze, er entsteht wie aus dem Nichts – sie ahnen es vielleicht: «Im Auge des Betrachters» und ganz im Rahmen seiner Möglichkeiten. Das ist «Emanzipation», das ist «Freiheit», ist mancher auszuruhen versucht. Ein Grundprinzip dieser neuen Form der «Schwarmintelligenz» (vormals: «Mob») ist verkürzt auf den Nenner zu bringen: Überall mitten drin, ohne verbindlich mitmachen zu müssen, jeder orientiert sich (wie schon der Mob) an etwa einem Dutzend Nachbarn (so machen es auch die Vögel und die Fische). Bei uns wohnen die «Nachbarn» aber längst nicht mehr nebenan; sie wohnen in diesen kleinen Wackelbilderkisten. In diesem lustigen Wackelbilderland können wir alles rausfinden, was wir schon immer geahnt hatten, treffen, wen wir schon immer mal treffen wollten, sehen, was wir immer schon mal sehen wollten. Verstehen Sie mich nicht falsch: Das ist wunderbar! Nie war es so leicht, das große Ganze zu betrachten. Und nie war es so leicht, vom großen Ganzen nichts zu verstehen. Das «global:local»-Dilemma. Jede noch so entfernte Auseinandersetzung bedeutet nun «friendly fire». Der Schreck darüber ist groß und bedroht die nach alter Lesart vermeintlich angestammten hoheitsgebiete. So wird zurückgegriffen auf den guten alten «Realraum»: Staatsgrenzen dicht machen, Autonomieansprüche stellen, Hausarreste erteilen, Notwendigkeiten des Alltags monopolisieren. Kleine Gegenmaßnahmen: public gardening, sharing economy, street art. Mit dem globalen Markt für jederman ist auch das «Nahnen» außer Kontrolle geraten – da heißt die Maus keinen Faden mehr ab.

facebook


google+

twitter




In Nachbarschaft

Getränkekarte



Facebook. In vielen Haushalten der 1960er waren Bilderbücher verpönt und Comics gingen gar nicht. Überhaupt wurde darauf geachtet, daß nicht die «falschen» Geschichten erzählt wurden, besonders aus «Amerika». Meines Vaters Schwester war – nicht die einzige damals – nach dem Krieg mit einem Yankee durchgebrannt, Opa's letztes Trauma. Auch mütterlicherseits hat sich ein Bruder davongemacht. Welche Geschichten in welchem Haushalt die «richtigen» waren, blieb ziemlich im Verborgenen. Das schlechte Gewissen der Nation hielt das Magazin «Der Spiegel» aufrecht – aus dem Sodom und Gomorrha Hamburg. Den trauten sich aber nur wenige für die Nachbarschaft sichtbar einzukaufen, schon gar nicht zu abonnieren: der Postbote hätte es ja überall rumerzählt. Da wurde auch die «Aufarbeitung» unter Bedingungen geführt, wie schon der Krieg.





Ötztlich habe ich tierisch Lust auf Tommes und Dähnechen. So früh, wie es jetzt Dunkel wird Straußen, will ich nicht an Afrika und billige Geflügelreste denken. Ich eß auch nicht nur Brust!


YouTube. Wenn ich als Kind – heimlich, versteht sich – im «Spiegel» rumblättere, faszinierten mich in jeder Ausgabe lange Bilderleisten mit nackten Leichen aus den KZs. Das war sozusagen meine visuelle «Einweihung» in die Sexualität, denn andere Nackte gab es in unserem Haushalt und Umgebung nicht zu sehen; die schwäbische Hausfrau trug damals ja noch Kopftuch. Der Neckermann-Katalog kam dann erst in den 1970ern, war aber doch eher auf den mütterlichen Typ, also Nieder und so, zugeschnitten – aber man konnte damit zumindest die schlimmen KZ-Bilder etwas «umarbeiten» im Kopf; der Otto-Katalog gab dem Pubertierenden später adäquatere «Einsichten». Meine kleinen Kriegsfolgen.

conditio humana

Speisekarte





Seute suche ich vor allem Ruhe, was man «den Rest hinter sich bringen» nennt. Körperliche Gesundheit ist mir allgemein ziemlich schnurz, was bisweilen zu erheblichen Verwerfungen führt, besonders bei jüngeren Partnerinnen. «Soviel wie du rauchst, da wäre ich schon längst hin. Dir scheint das erstaunlicherweise nichts auszumachen.» Wenn ich nicht rauche, fängt schnell das nervöse Zweifeln an. Zu viele ungefilterte Umwelteinflüsse bringen mich an den Rand der Zurechnungsfähigkeit. Ähnlich wie beim Biertrinken. Müchtern wie Besoffen, ein Wahrnehmungs-Dilemma. Rauchen hilft sehr, die aufrichtigsten meiner Verlogenheiten zu einem Plan zu komprimieren, in ein persönlich verträgliches Speise- und Getränkearten-format sozusagen. Und ich lege wenig Wert drauf, dies in Selbstbestätigungs-Zirkeln zu tun, auch wenn sich das nicht immer vermeiden läßt, der gruppenabhängigen conditio humana wegen. Ich will nicht vor Leuten stehen, nicht zwischen Ihnen und nichts für sie machen, außer Abwaschen helfen vielleicht. Letztes nicht abzustellendes Übel: daß ich manchmal will, daß die das wissen. Das versuche ich dann irgendwie «kunstvoll» anzustellen.



Lange habe ich mich sehr gesträubt, dem Hermetischen, Privatistischen, Moment-Gebundenen und Integrations-resistenten nachzugeben, das dem kulturellen «Off» lange vorgeworfen wurde. Hab mir immer wieder einen «Ruck» gegeben, Öffentlichkeit herzustellen. Ja, Öffentlichkeit ist ein Produkt und verlangt naturgemäß eine gewisse Objektivierbarkeit. Das machte dem Produktions-Kritiker in mir großes Kopfzerbrechen. Inzwischen hat sich einiges geändert: das Private wurde als wichtige Ressource für Wachstum offiziell rehabilitiert. Und wieder dieses Kopfzerbrechen.

conditio humana

Getränke-karte



Bin ich ein Spielverderber? In unbestritten guter Absicht generiert eine Teilnehmerin der diesjährigen Kunst- und Ateletage eine facebook-Seite. Sie hat auch schon etliche «likes» eingesammelt. Als «Veranstalter» kann ich ihr kaum verbieten, das Event wo immer sie möchte in's Netz zu stellen. Allein die Verwendung des Namens könnte ich zu untersagen versuchen. Bleibt mir der Unterlassungs-Appell, mit der Aussicht, als verknochterter Skeptiker dazustehen. Ich biete alles auf, was ich an Verständnis meinerseits vorausschicken kann: Ja, ich weiß, daß es «gut gemeint» ist, bedanke mich gar für's ungefragte Engagement, will es in keinem Falle falsch verstanden wissen: Doch grundsätzlich gäbe es in unserem Verein Bedenken, die zu berücksichtigen wären. Sie löscht den Account wieder - noch hat «Mahnen» geholfen.

An einige der wenigen Radio-Sendungen, bei denen ich als Kind zuhören durfte, erinnere ich mich sehr gut: die Nachrichten vom 6-Tage-Krieg 67. Da habe ich dann als knapp 9-jähriger richtig mitgefiebert, auch mit Tränen und so, bis zum Sieg - «großes Kino» oder «Emotion pur» für den kindlichen Gerechtigkeits-Sinn. Danach war die Welt der Eltern schwer in Ordnung, was weniger an konkreten Aussagen festzumachen war, vielmehr an der Art der wortlos mitgeteilten Erleichterung - und das schreibt sich ja als positives «Gemeinschaftserlebnis» ein, schon weil begleitend meine «Erziehung» mal nicht so «schlagkräftig» ausfiel. Worauf ich hinaus will: für mich war es ziemlich Wurst, wer da gegen wen und warum; wichtig war vor allem, daß die elterliche «Seite» gewonnen hatte, und indem ich diese Empfindung teilte, erwartete mich der unausgesprochen spürbare Bonus, daß vielleicht doch noch ein guter Mensch aus mir werden könnte. Das passiert so kleinen Jungs ständig, andauernd, überall und macht mir wenig Hoffnung - und den kleinen Mädchen wird es auch nicht anders ergehen, nur unterschwelliger vielleicht, weil es nicht diese vordergründige Begeisterung für die Technik gibt, die bei Kriegen so im Spiel ist.

conditio humana

Speisekarte

Nachts alleine einschlafen, das war immer ein Problem. Angst zu haben schien jedoch normal und die Erklärungen waren durchaus einsichtig. Daß die Eltern nachts oft stritten, mit gedämpfter Stimme zwar, aber durchaus wörtlich vernehmbar, schien ebenso normal wie die Angst vor dem Alleinsein. Die fetzen, die ich aufschnappen konnte, drehten sich meist um das korrekte Verhalten in der Gemeinde. Auch, wie das Bild der eigenen Familie von dort zurückgespiegelt wurde. Daraus resultierte - da wurde ich immer hellhörig, mein Name fiel - nicht selten Streit darüber, wie mein Benehmen als Beispiel gesehen werde für vorbildliche Erziehung. Oft wußte ich am nächsten Morgen schon das Ergebnis, bevor es offiziell wurde. «Wsst, nicht so laut - wenn er uns hört!» Meine Kumpels wußten's auch. Woher?

Bücher gab es nur in Form einer großen Sammlung theologischer Sekundärliteratur. Die waren aber im «Amtszimmer» und das war eigentlich Tabu. Daß ich dort trotzdem stöberte und voller Neugier laß, was ich nicht verstand, brauche ich wohl nicht extra zu betonen. Den ersten «richtigen» Lesestoff bekam ich aber erst so mit 9 Jahren: fünf Freunde von Enid Blyton. George, das Mädchen, das ein Junge sein wollte, war meine große «Liebe». Ich laß viel unter der Bettdecke, gefährlich bei den Glühbirnen damals. Mehrfach war das Bettzeug angekogelt, was entsprechend Leseverbot nach sich zog.



conditio humana





fter mal den Anfangsbuchstaben wechseln, geht es mir durch den Kopf. Beginne ich einen Satz zu schreiben, sind es immer wieder die selben paar lästigen Lettern. Selbst Auf- richtigkeit braucht eine abwechslungsreiche Architektur.



Unsere bundesdeutsche Schülerschaft hat 2014 im Wisa- Vergleich beim «abstrakten Denken» deutlich zugelegt. Zeitgleich basiert die Weltgemeinschaft mehr denn jemals zu- vor auf «Vertrauen» - da braucht es wohl konkrete Kontrolle.

3unächst war mein «edles» Anliegen ja noch, sogenann- te «Bildungsarbeit» einzufordern - die Sache mit den Schutzumschlägen, Analyse solcher Allerwelts-Meme wie «Freiheit» & Co im Fach- und Sachbuchuniversum der öffentlichen Bücherhallen. Seit nunmehr 6 Monaten habe ich mir unzählige Dokumentationen angeschaut, Zeitungen durch- forstet, Material gesammelt und die Realität hat mich täglich überholt. Dichtestress. Meine Geduld für «Bewusstseinsarbeit» ist längst überstrapaziert, auch die Geduld mir selbst gegenüber. An die eigene Nase fassen braucht mehr Zeit. So habe ich beschlos- sen, es laufen zu lassen, zumal ich ohnehin nicht voraussagen kann, wer sich hier so alles in's Publikum verirrt hat. Oder kom- men nur die, die immer kommen, die Wohlstandgedenker*innen, genauso hilflos wie ich? Ein «Künstlerwettbewerb», also ich muss inzwischen sagen, das verbietet sich angesichts des The- mas eigentlich von selbst - oder war das eine pädagogische Finte? Wie die Dauerberieselung mit «kritischer Kunst» aus Krisen- gebieten zur vollen Nachrichtenstunde auf «tagesschau 24»?



..empathisches.. Speisekarte



Die letzten Zeugen der beiden Weltkriege sterben langsam weg. Klar, es gibt ausführlich Dokumentationen, in denen sie erzählen, gespickt mit kleinteiligen Recherchen, die einem die Schuhe ausziehen. Aber den Krieg «in den Knochen», wie man so schön sagt, haben die meisten Einheimischen nicht mehr. Gut, da gibt es noch die Kriegsenkel, erzogen in «Betroffenheit durch Schweigen», oder Werterhaltung durch Auslassung, bisweilen auch durch übertriebene Geschichtsbefästigung nach der Vorlage «wir mußten damals ...». Da überträgt sich ja eine Menge, aber eben nicht der Krieg, sondern nur das Nachkriegsverhalten derer, die den Krieg in den Knochen haben. Das «Nochmaldavongekommensein» ist eine ganz besondere Form der «Berichterstattung», wenn die alten Affekte durchschlagen, du dir als Kind regelmäßig eine einfängst, weil der Krieg, die Indoktrination, die blutigen Ansichten aus erster Hand einfach nicht zu bewältigen sind. Du bleibst Zweitverwerter mit allen Konsequenzen der Abscheu, die dir als «Erziehung» zuteil geworden sind. Da hast Du auch was in den Knochen, hat aber eine ganz andere Bedeutung. Entsprechend schrillen deine Alarmglocken auch nicht wenn neue Gefahren drohen. Deine Erfahrung liegt im Bereich dessen, was nach einem vergangenen Krieg «Gefahr» bedeutet. Der Krieg selbst, der hat da keine Realität – dein Körper verkrampft sich diesbezüglich in instinktlosen Mutmaßungen. Du hast die Kriegsinterpretation in den Knochen.

Getränke-karte

.. empathisches ..



Cowboy und Indianer. Ich bin ja so aufgewachsen: Das Deutsche Fernsehen damals hatte neben langweiligen Sparsparwitzfilmen – kennste einen, kennste alle – hauptsächlich Western im Programm und wir haben draußen nicht nur zu Fasching geübt, wie man schnell den Colt zieht, sondern auch vor dem Spiegel. Allerdings war damals das Opfer noch recht beliebt, weil man so dramatisch den Löffel abgeben konnte – das war für uns die schauspielerische Herausforderung schlechthin. Abdrücken kann jeder. Vor dem Spiegel konnte man beides spielen: Erst ziehen und abdrücken, dann tödlich getroffen zu Boden gehen. Vor allem hat man an sich selber studiert, was der Indianer beim Sterben für ein heldenhaftes Gesicht machen muß. Und man konnte dabei ganz trefflich üben, für was zu sterben es sich hierzulande angeblich lohnt!

Wiltainment=Menü



Tun Sie auch schon den «second screen» bedienen? Ja? Immer dann, wenn der «first screen» Sie langweilt? Mitten in einem Vorabendkriminalfilm des Zweiten kommt am unteren Rand die Einblendung zur **#Mauerspecht=Challenge**.

«Dann ist er gekommen, der „Unsterbliche“. Svetlana hat zusehen müssen, wie er mich ... glauben Sie, man kann das je vergessen?» Das ist aber der Text aus dem Krimi, slawisch gebrochene Frauenstimme, aus dem Off.

Empathie=politisches Eductainment. Werbung. «Fragen Sie ihren ...». Jetzt nehmen die österreichischen Kommis-sare Juri in die Mangel. Die ganze Palette wutbürgerlicher Hilflosigkeit.

fifty fifty, daß Sie gerade beschlossen haben, sich das mit dem Mauerspecht mal genauer anzugucken?

wer macht was?




Frau Dr. Klein läßt verlauten, sie hätte damals auch damit geliebäugelt, Medizin zu studieren, wäre nun aber ganz froh, Schauspielerin geworden zu sein «und nun eine Ärztin spielen zu können». Also ich habe auch mal damit geliebäugelt, Medizin zu studieren, hatte aber nicht die Eier – und damit auch nicht die Zensuren – für ein Medizinstudium, weil ich sitzen geblieben bin und heute bin ich gar nicht froh, dieser in weiten Teilen reaktionären Berufssparte «Künstler» anzugehören. Soll ich mir jetzt was vorfügen und die Erungenschaften der Kunst für den Frieden hervorreden, nur weil es um ein Mahnmal geht?

Die heutige Folge von Dr. Klein führt uns das Münchhausen-Stellvertreter-Syndrom vor, und das geht so: Eine Person – meist die Mutter – erfindet, übersteigert oder verursacht Krankheiten bei Dritten – meist ihrem Kind. Nachschlagen (wo schon) gibt Aufschluß über den Vorläufer, das Münchhausen-Syndrom, bei dem Betroffene für sich selbst körperliche Beschwerden erfinden oder hervorrufen und sie plausibel und drastisch präsentieren. Autoren beim ZDF!

Über Hamburg kreist wochenends manchmal eine alte Ju 52. Das dunkle Brummen, das metallische Glitzern und der schleichende Flug, wenn sie dann auftaucht. In Kindheitstagen war ein Ausflug zum Flughafen etwas ganz Besonderes. Dort gab es eine Aussichtsplattform mit Restaurant. Beide Eltern haben Geschwister, die in Amerika leben.

Bahnhöfe, so gestand mir mein Vater, hatten für ihn immer eine große Anziehungskraft. Jeden zweiten Sonntag sind wir zum Mittagessen in die große Restaurant-Halle des Stuttgarter Hauptbahnhofs gegangen: Immer Linsen mit Spätzle und Saitenwürscht für mich, extra «Geschmelztes». Danach ging es zur Großmutter zum Kaffee.

wer macht was?



Kind gewesen, bin ich viel und unbeaufsichtigt rumgestreunt im Dorf. Auf dem Dachboden vom Karle, Sohn vom Erdbeer-Beck, haben wir eines schönen Tages 'ne Schachtel voller Reichsmark-Münzen gefunden. Haben wir postwendend am Kippen-Automaten ausprobiert. Einwandfrei! Die Schachteln hatten damals noch elf Stück Inhalt. Sind wir also in den Wald gegangen und haben jeder fünf, die sechste wer noch konnte. Kaugummi hatten wir immer mit, Mundgruch gehörte bereits zu unserem Horizont.



Extrablatt!
Extrablatt!



Das Parlament der Europäischen Union verabschiedete heute einstimmig den Plan zum Bau eines «Mahnmals für den abgewiesenen Flüchtling». Standort wird das Schleswig-Holsteinische Kiel.

Zum Abschluß der Kieler Woche soll jährlich ein internationaler Gedenkgottesdienst abgehalten werden.

Zwischen 1963 und 66 machten die Amis immer Manöver durch's Enzthal. Sind dann im Konvoi durch den Flecken gerauscht - auch mit Panzern - und haben Kaugummi geschmissen. Höhepunkt war das Ballern mit Platzpatronen. Die heißen Hülsen sind auf die Straße gefallen und man mußte immer einen Lappen dabei haben, um die Dinger vor den anderen ergattern zu können. Mangels Lappen hab ich mir dann mal die hübschen Handschuhe eingeschmolzen. Ob auch «Neger» dabei waren, hab ich vergessen.

Regelmäßig fuhr auch ein Lastwagen auf den über'm Flecken gelegenen Kirchplatz. Da wurde dann hinten die Plane aufgeschlagen und da hingen überall Haushaltsartikel. Eimer, Besen, Bürsten, aber auch Töpfe und so. Alles, was es im Dorf nicht gab. Ganz hinten drin Sachen aus Korbgeflecht und vorne an der Ladekante: Süßigkeiten und Spielzeug. Der Händler hat laut seine Glocke geläutet und nach Schrott, Lumpen, Papier gerufen. Es gab auch Geld für's bringen. Sind wir also alle schnell nach Hause geflüzt und haben um Lumpen und Papier gebettelt. Sprangen dann immer so zwischen 50 Pfennig und einer Mark für raus, die selbstverständlich sofort in Süßigkeiten oder Kleinspielzeug getauscht wurden. So ein Zigeuner!

Glaube **Impressum** Hoffnung



Ganz ohne Nazis in der pastoralen Kern-Familie und doch hier öffentlich über die eigene Erziehung beschwe-
ren – nach so vielen Jahren? Werd' endlich erwachsen!
Ja, ich komme mir vor wie ein Denunziant. Pfarrer
und Religionslehrerin und immer auf dem neuesten Stand der
«Aufarbeitung». Selber gelitten unter den ewig Gestrigen in
der Gemeinde. Habe ich deswegen regelmäßig nach der Schule
Prügel bezogen, in dieser Heimatvertriebenen-Siedlung? Weil
er diese pietistische Opfer-Arroganz nicht unterstützt hat?

Im Religionsunterricht haben sie den Herrn Pfarrer stand-
rechtlich fertig gemacht. Neun-, Zehnjährige. Einmal ist er
heulend rausgelaufen. Für mich war das beschämend – und
Schwäche. Ich hab auch immer nur die klassische «3» gekriegt,
obwohl ich stets alles wußte: Den eigenen Sohn darf man nicht
bevorzugen! Und das müssen alle deutlich erkennen. Da war
ich irgendwie selbst ein kleines ungefragtes Mahnmal gegen
die Sippenwirtschaft. Heute weiß man ja, daß Kinder zuhause
nicht erzählen, wenn sie «abgezogen» werden. Damals hätte
das erst recht jedem klar sein müssen, nach den familieninter-
nen Denunziationen durch Kinder im «Dritten Reich». Ok, ich
habe nicht «denunziert» – obwohl die Eltern immer Angst da-
vor hatten, daß aus der Familie was nach draußen dringt. Wenn
ich dann aber – der fluchtweg vor den Schlägern ging immer
über einen Acker – mit verdreckten Klamotten und viel zu spät
nach Hause gekommen bin, gab's gleich nochmal eins drauf.

Mit vierzehn bin ich von den Evangelen zu meinen Kumpels
in den BDKJ der Nachbargemeinde gewechselt; «Bund
deutscher katholischer Jugend», das war der Verein, der in
meinem Geburtsjahr Misereor, die erste fair-trade-Organisa-
tion, mitgegründet hat und vom Vatikan dauernd Abmahnun-
gen bekam. Religionsfreiheit war mein wichtigstes pubertäres
Druckmittel damals. War dann in der «Pfarrjugendleitung»,
als Evangele! Das hat später zu den ersten ökumenischen Got-
tesdiensten dort geführt. Mein Vater guckte ganz ungläubig,
als die katholischen Pastoren in seinem «Amtszimmer» saßen
und mein vorbildliches Engagement gelobt haben. «Gläubig»
bin ich aber nie mehr geworden.

Glaube ~~Getränke~~ Liebe Hoffnung



Da «weiß man ja nicht, was einem in's Haus kommt!» sagte mein Vater, als ich mich nach einem Adoptivgeschwister gesehnt hatte. Mein Bruder war nach 2 Tagen gestorben und weitere Kinder sollte meine Mutter nicht mehr kriegen. Eine der ersten Schallplatten, 25 Zentimeter Durchmesser, dieses Zwischenformat, war eine historische Aufnahme einer Predigt von Dietrich Bonhoeffer. Nein, er war kein Nazi. facebook und Apple bieten ihren Fräuleins ja auch «social freezing» an – sind das etwa alles Nazis?

Ich bekam dann einen Hund. Jetzt gibt es ja künstliche Befruchtung und Leihmutterschaft. Samen und Eizelle kann man dann per Katalog so zusammenstellen, daß die Kinder so aussehen, wie ihre nichtleiblichen Bestellereltern. Die ersten beschwerten sich schon, weil nicht der Wunschfall das Licht der Welt erblickt hat. Auch so eine Operation «Lebensborn».

Vertreibungen durch die Hintertür bekommen eine ganz neue Qualität. Wer sucht sich schon Roma oder Sintisperma aus, reicht doch, wenn die Leihmutter aus Rumänien ist. Besonders in Frankreich gehen Leute für den Schutz der «echten» zweigeschlechtlichen Familie auf die Straße. Sollen die erst mal «echt» zustandgekommene Kinder aus den Krisengebieten adoptieren, statt die Flüchtlinge aus dem Land jagen zu wollen.

Grundversorgung

Impressum

Verfaßt anlässlich des Symposiums zum Projekt «Unbequeme Denkmäler» in der Alten Meierei zu Schwarzenbek.

7. / 8. November 2014

ArtCommunicationProjects

www.hyperact.de



Vorzugsmilch

Mit der Milchkanne durch's Dorf, Treffpunkt sechs Uhr an der Bäckerkreuzung. Zusammen die Straße lang bis zum Molkereiplatz. In der Schlange stehen: «2 Liter bitte». Trödeln auf dem Rückweg und was über die Zentrifugalkraft lernen: Einen kurzen energischen Schwung geben (jedes Zögern bringt Unglück) und die Milchkanne kreiseln lassen. Im oder gegen den Uhrzeigersinn, beides muß beherrscht werden. Während die Kanne dreht, lässig plaudern. Wer einen Witz erzählen kann, ohne daß Milch verschüttet, genießt Respekt. Das Abfangen ebenso entschlossen angehen, mit einem schnellen und möglichst kurzen Ausfallschritt. Stoßen Kannen zusammen, gibt's Ärger wegen der Beulen. Beidhändig mit zwei Kannen kreiseln ist die Königsdisziplin. Höchster Schwierigkeitsgrad: Gegenläufig drehen. Geht zu viel Milch verschütt, nochmal zurück und nachfüllen lassen, vom Taschengeld. Wer keine Reserve dabei hat: angeschissen. Öffnungszeit nur eine halbe Stunde, Beeilung! Größere Milchflecken auf der Straße, wenn neue dazukommen.

www.hyperact.de

